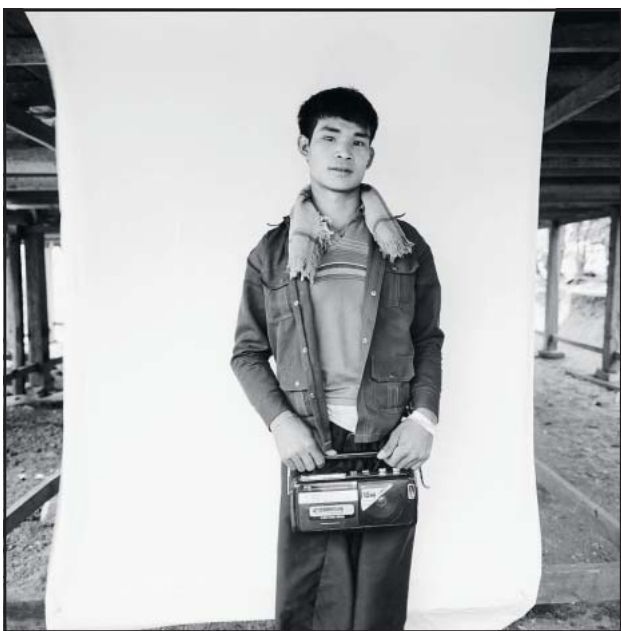


Kalasha, Pakistan



Hani, Yunnan, China



Palaung, Myanmar

Sie ist alt, die Frau vom Volk der Kalasha, das lässt sich nicht verbergen. Scharf zeichnen sich in ihrem Gesicht mindestens so viele Fältchen ab, wie sie Ketten um ihren Hals hängen hat. Und das sind einige. Die Frauen der Kalasha schmücken sich gerne, ihre traditionelle Kleidung ist prächtig, das Haar wird zu langen Zöpfen geflochten. Sie sind selbstbewusste Frauen, die sich ihre Partner aussuchen und sich von Zeit zu Zeit Liebhaber nehmen können, ohne gesellschaftliche Achtung fürchten zu müssen. Und das in einer Gegend, in der andere Frauen bisweilen ohne ihren Mann das Haus nicht einmal verlassen dürfen. Die Kalasha leben in den Tälern des Hindukusch, im stark muslimisch geprägten Pakistan.

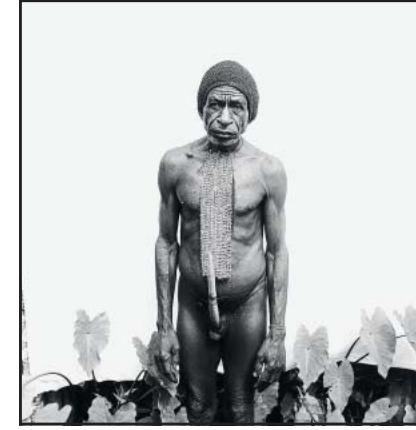
Sie sind die ethnische Gruppe, die den österreichischen Fotografen Christoph Lingg dazu brachte, sich mit Menschen zu beschäftigen, die schon lange vor der Gründung eines Staates auf dessen Territorium lebten und die sich bis heute als eigenständiges „Volk“ verstehen, mit eigenen kulturellen, wirtschaftlichen, politischen und sozialen Traditionen und Einrichtungen. Ethnologen und Menschenrechtler nennen diese Gruppen „indigene Völker“. Oft werden sie vom Rest der Gesellschaft ausgegrenzt oder unterdrückt. Es gibt schätzungsweise dreihundertfünfzig Millionen Indigene auf der Welt.

Dreizehn indigene Gruppen hat Christoph Lingg im Laufe von acht Jahren besucht und fotografiert. Entstanden ist daraus der kleine, aufwendig gestaltete Bildband „By the world forgot“ (im Vertrieb von www.editionaufbruch.com, 55 Euro). Auf die Kalasha war er eher zufällig gestoßen, in einem Tal, als er für die Vorbereitungen einer ganz anderen Geschichte in Pakistan unterwegs war. Seither kam er dreimal zurück. „Das war wie der Eintritt in eine andere Welt für mich“, erzählt er. „Der Stolz, die Tradition und das Selbstbewusstsein, das dieses kleine Volk in einer ihnen nicht unbedingt wohlgesinnten Umgebung aufrechterhält, hat mich beeindruckt.“

Der Zweiundfünfzigjährige recherchierte weiter und stellte fest, wie viele marginalisierte Ethnien es allein in Asien gibt. Durch seine Erfahrung bei den Kalasha nahm er sich vor, mehr von ihnen kennenzulernen. Lingg zog los, ein weißes Leintuch im Gepäck, dazu eine alte 6x6 Doppellinsen-Kamera. Das Tuch spannte er in Dörfern an freie Wände und fotografierte davor Menschen, wie sie gerade vorüberkamen. „Es musste oft schnell gehen, die Leute waren auf dem Weg zur Arbeit oder hatten andere Dinge zu erledigen“, erzählt Lingg. Vorgaben, was Kleidung oder Mimik betraf, machte er keine. „Einige kamen dennoch in ihren besten Sachen.“ Beeindruckt habe ihn das Selbstbewusstsein, mit dem die Menschen vor seine Kamera getreten sind – selbst dann, wenn sie nie zuvor einen Fotografen gesehen hatten.

Bei der Arbeit führte das bisweilen dazu, dass weniger die Modelle als Lingg zum Star des Tages wurde. „Manchmal“, sagt er, „war ich der erste Europäer, den diese Menschen sahen. Sobald ich mit der Kamera ankam, war ich umzingelt.“ Oft hat er zunächst Polaroids gemacht, damit er etwas zum Zeigen hatte. Und zum Verschenken. „Die haben schon einige Türen geöffnet“, vermutet er. Die restlichen öffneten ihm andere. Stets fand er jemanden, der ihn für die ein, zwei Wochen an einem Ort betreut hat, begleitet, einheimische Übersetzer etwa, einen Universitätsprofessor oder Menschen, die eine Zeitlang im Ausland gelebt hatten. „Mit denen bin ich dann meist als Erstes zur lokalen Autorität, etwa einem Dorfältesten, gegangen, habe dort meinen Plan erklärt und um Mithilfe gebeten“, sagt Lingg. Probleme habe es fast nie gegeben, im Gegenteil. Das große Interesse, die Neugier und Gastfreundschaft der Einheimischen haben ihn immer wieder aufs Neue beeindruckt. In Westpapua wurde der Fotograf sogar von einer eigenen kleinen Expedition in den Dschungel geführt, samt Trägern und Köch.

Das erinnert an frühe Ethnologen, die einheimische Träger mit Sack, Pack und englischem Mobiliar bepäckten und in



Dani, Provinz Papua in Indonesien



Burijat, Mongolei

den Busch vordrängen, wo sie sich gleich für ein Jahr bei ihrer Lieblingsethnie einnisteten. Doch von dieser Kolonialzeit-Ethnologie ist auf Linggs Bildern nichts zu spüren. Man merkt ihnen an, dass der Fotograf engen Kontakt suchte, nicht als Kolonialherr auftrat. Meist mietete er sich in den Dörfern ein – und teilte sich zum Schlafen den Raum – wie bei den Nenzen in Sibirien – mit dreizehn anderen. An den Bildern ist nichts Voyeuristisches, und hier will auch keiner zeigen, welche merkwürdigen Gestalten die Erde doch beherbergt. Oft sieht man nur die Gesichter der Menschen, kann ihre Mimik besser studieren als ihre Kleidung oder Umgebung. Das war Absicht: „Ich habe die Bilder nach den ausdrucksstärksten Gesichtern ausgewählt. Ich wollte Porträts der Menschen zeigen, mich auf sie konzentrieren und nicht ihre Lebensweise dokumentieren.“

Da scheint es folgerichtig, dass er sich für Schwarzweiß entschieden hat, obwohl das eher intuitiv geschehen ist – und er durchaus auch in Farbe fotografiert. „Ich gehe vor jedem Projekt in mich und frage mich, ist das jetzt ein schwarzweißes oder ein buntes?“, sagt er. Jedenfalls vermeidet er eine Exotisierung durch die Darstellung schreiend bunter Kleidung, die von dem ablenkt, um das es ihm geht: den Menschen. „Das war auch der Grund“, sagt er, „für das Leintuch. Anfangs wollte ich alle vor dem radikal weißen Hintergrund fotografieren.“

Aber in der Mongolei verfiel er dem Reiz der Umgebung und komponierte Bilder, in denen die Menschen in ihrem gewohnten Umfeld zu sehen sind. Und so hielt er es auf vielen der kommenden Reisen. „Diese faszinierenden Landschaften, Dschungel, Weiten waren einfach so schön, um darauf zu verzichten.“

Das kann man auch anders sehen. Denn ist es tatsächlich so spannend, die Nomaden der Polarregion neben ihren Tieren

und neben ihren Zelten und vor der Weite der Steppenlandschaft zu sehen? Wenn er die Indigenen in ihre „natürliche Umgebung“ setzt, um nicht zu sagen zurück in die Natur, reißt er seine Bilder in eine lange Liste pseudo-ethnologischer Werke. Dann wird seine Serie zur journalistischen Momentaufnahme, zur Fotoreportage. Wie er hingegen in den anderen Bildern die Gesichter der Menschen hervorhebt, uns fremd erscheinende Gesichter, die dennoch über die Mimik seltsam vertraut wirken, in ihrem Lachen ebenso wie in den ersten und konzentrierten Blicken, das hat Ewigkeitsanspruch. Es ist große Kunst.

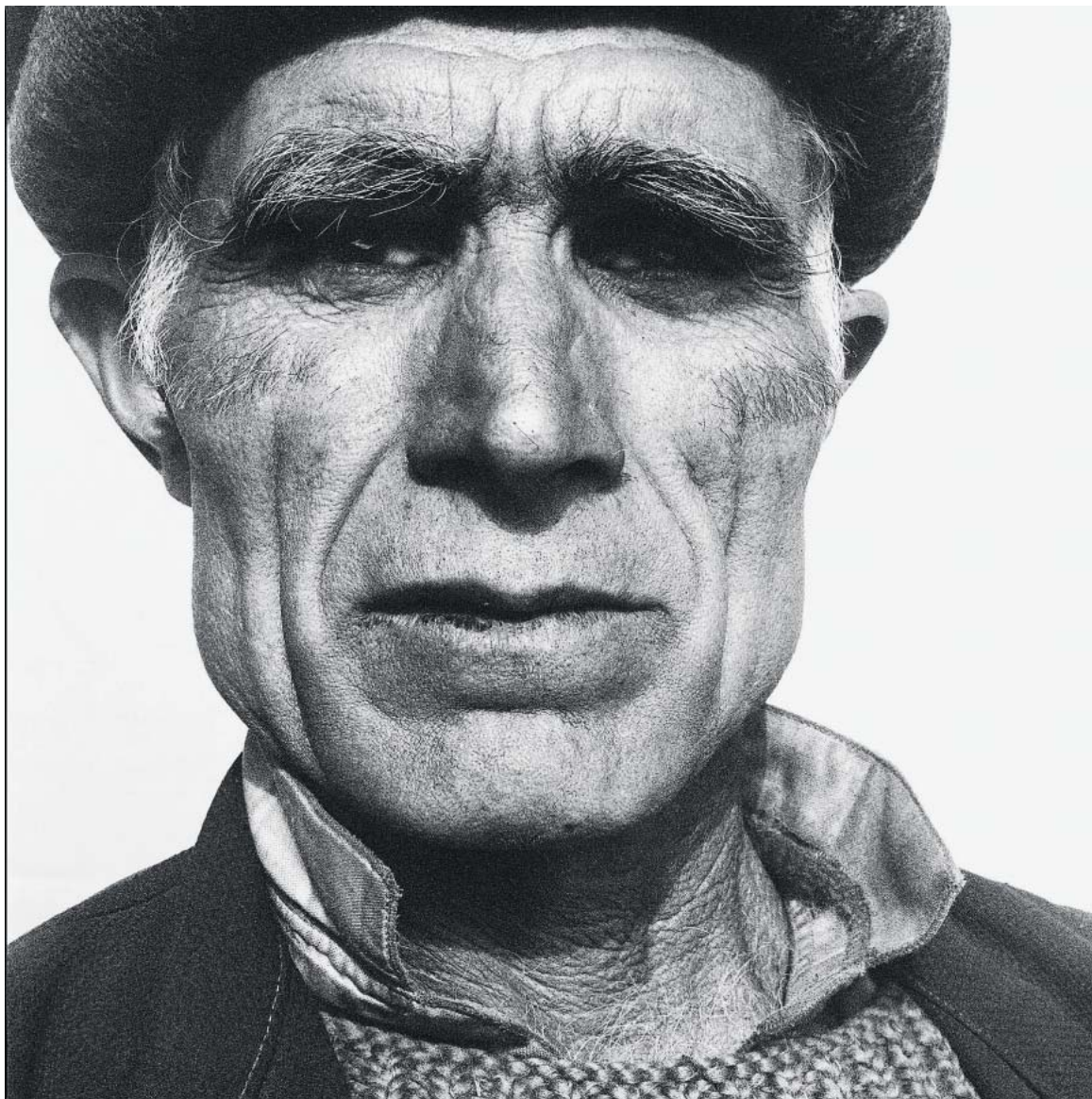
„By the world forgot“: Der Titel seines Buchs, der auf ein Gedicht von Alexander Pope zurückgeht, suggeriert, dass da jemand vergessen wurde oder vielleicht besser verdrängt – und Lingg zeigt mit seinen Mitteln, wer das ist, er zeigt die individuellen Personen, auch wenn er darauf verzichtet, Namen zu den Bildern zu stellen, sondern nur die indigene Gruppe nennt, der sie angehören. Am Ende, könnte man meinen, wurden sie dann eben doch so etwas wie Stellvertreter.

Dabei habe er, sagt Lingg, nie im Sinn gehabt, ein ethnologisches Werk zu schaffen. Auf seinen Reisen hatten ihn ja auch nie irgendwelche Spezialisten begleitet. Für das allerdings schienen ihm die Bilder allein zu wenig, weshalb ihm die Anthropologin Diana Vinding zu jeder Gruppe in knappen Texten ein wenig Hintergrundinformation zusammentrug. Die Idee hätte er gern weitergeführt, sagt er, auch über die Grenzen Asiens hinaus, die er sich schon allein aus finanziellen Gründen gesetzt hatte. Lingg bezahlte das Projekt aus eigener Tasche. Doch weitere Reisen zu vergessenen Völkern müssen vorerst warten.

Anderswohin dagegen ist Lingg viel unterwegs. Eine ganze Reihe von Büchern hat er schon publiziert. Eines ist verlassen, um nicht zu sagen: vergessenen Industrieruinen gewidmet, auf die er in der Mongolei und in China gestoßen ist. Ein anderes hat er „Vergessener Völker Müdigkeiten“ genannt, es zeigt Friedhöfe im Osten und Südosten Europas. Seine aktuelle Arbeit führt ihn zu ehemaligen Gefängnissen für politische Häftlinge – auf der ganzen Welt. Er fotografiert sowohl die verlassenen Zellen als auch deren ehemalige Insassen, bevor auch deren Schicksal vergessen wird.

Erinnern ist Schwarzweiß

Über acht Jahre hinweg hat Christoph Lingg in Asien indigene Völker am Rand der Gesellschaft fotografiert – vor einem weißen Leintuch. Dabei hatte er nie im Sinn, ein ethnologisches Werk zu schaffen. Von Katharina Wilhelm



Kalasha, Pakistan